



Rauch zeigt das Bild, das 2017 in den sozialen Medien gefeiert wurde: die Patientin im Krankenbett, davor ihr Pferd „Dana“

**GESELLSCHAFT**

# DER BARMHERZIGE JOSEF

Als er einer todkranken Frau ihr Pferd vor die Klinik holte, wurde Josef Rauch für viele zum Helden. Der Leiter einer Palliativstation tut für die Sterbenden, was er kann. Und schreibt nach Feierabend Krimis

Von Nina Poelchau; Fotos: Jens Schwarz

*Charly Brown sagt: „Eines Tages werden wir alle sterben.“ Snoopy, der neben ihm auf einem Steg sitzt, antwortet: „Ja, aber an allen anderen Tagen nicht.“ Es gibt keinen Cartoon, den Josef Rauch schöner findet als diesen.*

In Zimmer 4 bleiben noch ein halber Tag und eine Nacht, dann wird Frau F. sterben. Ihr Atem geht rasselnd, ihre Hände sind blau. Am Bettrand sitzt eine Frau Anfang 20, die Enkelin. Jeden Tag ist sie da.

Josef Rauch müsste jetzt eigentlich Abrechnungen schreiben und mit der neuen Putzfrau telefonieren, die nicht mehr in Totenzimmern sauber machen will. Der Stationsleiter lässt die Sachen liegen, geht den Gang entlang, ganz nach hinten, dann rechts, er klopft. Er weiß, was los ist. Gerade haben sie im Team darüber gesprochen. Rauch nähert sich dem Bett zögernd. Den Kopf hat er ein bisschen vorgeschoben, wie eine Schildkröte, der Rest des Körpers folgt. Es sieht aus, als wolle er sich nicht aufdrängen.

Er sagt sehr sanft: „Ihre Großmutter ist jetzt auf der allerletzten Etappe.“ Lange Pause. Aushalten. Die Enkelin hat ein starres Gesicht und erschrockene Augen. Josef Rauch sagt: „Wenn Sie möchten, rufe ich Ihre Mutter an. Ich spreche mit ihr.“ Die junge Frau fängt an zu weinen, schüttelt den Kopf, flüstert: „Sie will nicht. Es ist zu spät.“ Josef Rauch bleibt. Schweigen. Aushalten. Er wirkt wie ein Seelsorger. Bevor er sich umdreht und geht, sagt er noch einmal ganz zart: „Ich bin für Sie da. Sagen Sie es mir, dann rufe ich an.“

Eigentlich ist nichts passiert. Doch der Raum wirkt jetzt wärmer.

In einem großen Krankenhaus hat jede Station ihr eigenes Klima. Im Kreißsaal flirrt die Luft vor froher Erwartung. Auf der Intensiv kann man den Angstschweiß riechen, immer geht es darum, den Tod niederzuringen. Auf der Palliativstation hat man den Tod akzeptiert. Es gibt keine Hoffnung auf Heilung. Die Hälfte der Patienten stirbt hier nach höchstens zwei Wochen. Andere werden stabilisiert und entlassen, sie sterben bald auch.

In dem 800-Betten-Klinikum in Fürth hat man eine solche Station vor vier Jahren geschaffen, kaum einer wollte sie wirklich, aber die Konkurrenzhäuser hatten auch eine. Also wurden sechs Zimmer eingerichtet, acht Betten, ein Dienstraum, ein „Wohnzimmer“ für Besucher und Patienten, ein Raum der Stille, zusammen knapp 300 Quadratmeter. In der Mitte des Klinikgebäudes wäre Platz gewesen, doch die Verwaltung schob die 25 ganz an den Rand. „Sterbestation, schlimm“, dachten die meisten.

Josef Rauch anfangs auch. Er hatte 20 Jahre als Krankenpfleger mit Augenpatienten gearbeitet, als man ihm anbot, die Palliativstation zu leiten. Und nach Feierabend hatte er Kriminalromane geschrieben. Sein Chef war zufällig dabei, als er in einer Buchhandlung aus einem seiner Krimis vorlas – er überrumpelte ihn am nächsten Morgen: „Wer eine Veranstaltung mit 50 Gästen moderieren kann, der kann unsere Palli leiten.“ Rauch vermutete eine andere Logik: „Wer über Morde schreibt, der passt zur Sterbestation.“ Er überlegte nicht lange, absolvierte zwei Fortbildungen, eine zur Führungskraft, eine zum Palliative-Care-Spezialisten. Und nahm an.

Draußen im Flur steht er nun und sieht ein wenig betrübt aus. Die todkranke Frau F. und ihre Tochter haben keinen Kontakt mehr. Ihr Verhältnis war immer angespannt gewesen. Vor zwei Jahren war ein Streit entbrannt, nichts Großes, beide sahen sich im Recht, beide warteten, dass die andere sich melden würde. Dann brach bei Frau F. der Krebs aus. Er streute. Es ging schnell bergab. Die Enkelin sorgte sich, die Tochter wollte nichts wissen. „Es wäre wahrscheinlich für alle gut, wenn Frau F. und ihre Tochter sich verabschieden würden, besonders für die Enkelin“, sagt Rauch. Dann zuckt er mit den Schultern, geschäftlicher Ton: „Wir können halt nicht alles zurechtbiegen, was seit Jahren scheiße gelaufen ist.“

Sätze wie diesen sagt er auch oft, wenn er mit seinem Team spricht. Er hilft den Mitarbeitern, Ohnmacht auszuhalten – und motiviert sie, umso mehr Energie einzusetzen, wenn es noch einen Spielraum gibt, in den allerletzten Tagen und Stunden. Bürokratische Hürden? Feierabend? Nebensache.

Eine von Josef Rauchs Last-Minute-Aktionen hat das Image des Klinikums Fürth so aufpoliert, wie man es der ungeliebten Sterbestation nie zugetraut hätte. Es ging um ein Pferd. Zehntausende haben Rauch und den Rest der Belegschaft – 16 Pflegekräfte und drei Ärzte – im September 2017 bei Facebook gefeiert. Der Beitrag wurde Tausende Male geteilt und viele Hunderte Male begeistert kommentiert. Rauch bekam Interview-Anfragen, die „Bild“ freute sich: „Abschied: Klinikum Fürth bringt Patientin ihr Pferd“.

Josef Rauch sitzt jetzt in seinem Dienstzimmer vor dem Computer und zeigt Bilder. Frau A. war 58 Jahre alt, als sie auf Station 25 verlegt wurde. In ihrem Leben hatte sie viel leiden müssen. Mit 18 bekam sie die Diagnose Polyarthrit. Mit Anfang 40 Multiple Sklerose. Eine Nervenentzündung brachte unerträgliche Schmerzen im Gesicht mit sich. Sie lebte allein, Trost und Geborgenheit fand sie bei ihrem Pferd. Rauch beschloss, sie im Rettungswagen zum Stall fahren zu lassen. Alles war organisiert, doch der Zustand von

Der Stationschef mit den Ärzten Stavroula Ilarion und Ulf Prudlo bei der Visite (l.) und mit zwei Pflegern im „Wohnzimmer“ (r.). Mitte: Manche Patienten suchen Ablenkung, andere Einkehr





Für jeden Verstorbenen Blumen: Die Angehörigen wählen eine Tüte Samen aus und kommen zum Aussattermin noch einmal in die Klinik

Frau A. verschlechterte sich. Rauch rief im Stall an: „Könnten Sie das Pferd herbringen?“

Er zeigt Bilder. Frau A. ist aus Datenschutzgründen nicht zu sehen, aber Menschen in weißem Kittel und ein helles Pferd, das im Hof der Klinik an einem Krankbett steht. Ein bisschen wie eine Szene aus „Pippi Langstrumpf“, Rauch murmelt: „Nicht ganz, denn in den zweiten Stock konnten wir es ja nicht bringen.“

Er selbst ist bei Tieren unsentimental: „Im Wald oder im Zoo sind die am besten aufgehoben.“ Aber er war dann doch beeindruckt. Das Pferd steuerte direkt auf Frau A. zu. Vorsichtig. Es stupste mit seiner Schnauze ihren Arm an. „Als hätte es sagen wollen: ‚Hallo, hier bin ich jetzt‘“, sagt Rauch. Jemand fragte Frau A.: „Merkst du, dass die Dana da ist?“ Da nickte die Frau, die schon lange nicht mehr reagiert hatte, und es sah aus, als würde sie lächeln. Bald darauf starb sie – „sehr friedlich“, sagt Rauch.

**E**ine gewisse Radikalität bei dem, was er tat, hat Josef Rauch schon immer gezeigt. Er wuchs in einer streng katholischen Familie in Eichstätt auf, wie viele seiner Freunde wurde er Messdiener. Aber während die anderen als Jugendliche ausstiegen, schwenkte Josef Weihrauch bis zum Abitur. Kreuzigung und Auferstehung, Glanz und Geheimnis des Glaubens – das alles gefiel ihm sehr. Außerdem begann damals seine Leidenschaft für Kriminalromane, er verschlang alles, was die Bücherei hergab. Am liebsten war ihm der Privatdetektiv Philip Marlowe.

Später wurde ihm die katholische Kirche zu engstirnig, Albert Schweitzer stieg zu seinem Vorbild auf: „Das wenige, das du tun kannst, ist viel – wenn du nur irgendwo Schmerz und Weh und Angst von einem Wesen nimmst.“

Rauch brach seinen Studiengang Sozialwesen ab, ließ sich zum Krankenpfleger ausbilden, verliebte sich in eine Krankenschwester, wurde Vater. Und er verfasste für seinen Sohn den ersten seiner Krimis: eine Fortsetzung von „Räuber Hotzenplotz“.

Danach ließ ihn das Schreiben so wenig los wie das Helfen – was er bis heute als gute Kombination betrachtet: „In der Klinik bin ich gegenüber dem Schicksal ohnmächtig. In meinen Büchern bin ich Herr über Leben und Tod.“ Den fränkischen Privatdetektiv, den er erfand, taufte er ehrerbietig Philip Marlein – in memoriam Philip Marlowe. Sieben Bücher hat er inzwischen verfasst, vier davon zusammen mit einem evangelischen Krankenhauspfarrer und Psychoanalytiker. Sie nehmen die Dogmen und das Barmherzigkeits-selbstbild der Kirche auf die Schippe. Kenntnissreich, kauzig, meistens lustig. Vor zwei Jahren hat er dem Erzbistum Bamberg angeboten, vor Ort aus einem seiner Bücher zu lesen, das in der Gegend spielt. Die Antwort des Domkapitulars hat er in einem Ordner aufbewahrt: „Ich finde es >

**Kranke erzählen in ihren letzten Stunden von falschem Stolz, von Einsamkeit, Schuld, folgenreichem Starrsinn. Manche können nicht fassen, dass alles so plötzlich vorbei sein soll**

DANKE...

... dass ihr für [REDACTED] in ihren letzten Tagen da wart.

Sie hat hier so nette Leute noch kennenlernen dürfen, was ihr viel bedeutet hat.

Wir hätten uns keine bessere Betreuung für sie - und uns - vorstellen können

Blick in das „Gästebuch“ der Station: Die große Dankbarkeit der Patienten und ihrer Familien motiviert das Team



Ein besonderes Heft über besondere Menschen: Es gibt eher unbekannte Helden wie Josef Rauch – und sehr berühmte wie Greta Thunberg und Dirk Nowitzki. Ihnen allen haben wir ein opulentes stern-EXTRA gewidmet, das Sie ab Samstag im Handel finden. Es kostet 4,70 Euro

schade, dass Menschen wie Sie ihre Gabe und ihre Energie nicht dazu verwenden, Gutes und Positives zu verbreiten. Es ist mir ein Rätsel, was Sie damit für Ihre Lebensbilanz erreichen wollen.“ Rauch sagt dazu: „Na ja, passt.“ Was weiß so ein Kapitular schon von Josef Rauch und seiner Lebensbilanz?

Wenn man mit dem 50-Jährigen spricht, wirkt er, als würde in seinem Hirn eine Horde Gedanken umhertraben, die er erst mal in Formation bringen muss. Er zieht die Augenbrauen zusammen, schaut eine Weile in die Luft, bevor er antwortet. Dann ist er präzise. Wie sehen die Leute außerhalb der Klinik seinen Job? „Für die bin ich wie ein GI in Bagdad.“ Will er seine Stelle eines Tages wechseln? „Wieso? Andere zahlen viel Geld, um den Sinn des Lebens zu finden. Hier werden einem jeden Tag Lebenseinsichten serviert. Gratis!“

Es ist vor allem die Rückschau der Sterbenden, die alle im Team daran erinnert, wie wertvoll das Leben ist und worauf es ankommt. Sie hören von verpassten Chancen, von dem Glück, Abenteuer gewagt zu haben, vom Wert gelungener Beziehungen. Sie blicken in Abgründe, sind immer wieder beeindruckt, wie Menschen ihr Schicksal ertragen. Manche leiden trotz Morphium unter quälenden Schmerzen, bei manchen ist das Gesicht von Tumoren entstellt. „Wissen Sie, was Miserere bedeutet?“, fragt Rauch. „Wörtlich heißt es: ‚Erbarme dich‘. Und in der Medizin bedeutet es, dass jemand seinen eigenen Kot erbricht. Wie einige Menschen es schaffen, das anzunehmen, ist wahnsinnig stark.“

Es gibt neben den physischen so viele seelische Nöte auf einer Palliativstation. Kranke erzählen an ihren letzten Tagen von Einsamkeit, Schuld, folgeschwerem Starrsinn. Manche können nicht fassen, dass alles so plötzlich vorbei sein soll. Immer wieder fleht einer das Pflegepersonal an: „Erlösen Sie mich. Ich will nicht mehr.“ Es gab mal einen, der

„Josef liebt die Menschen“, sagt der Oberarzt. Und: „Er kann so stur sein, dass er einen wirklich nervt“

hat sich mit dem Telefonkabel umgebracht. Es war ein Schock. Sie sprachen im Team viel darüber. Rauch sagte: „Wir müssen noch besser hinhören. Wer sagt, er will nicht mehr leben, der will so nicht mehr leben. Wir müssen nachdenken: Was können wir für ihn tun?“

Was Rauch und seine Leute vollbringen, sind keine Wunder. Sie haben noch nie Helene Fischer oder Brad Pitt in ihre Abteilung gelotst und niemanden auf wundersame Weise geheilt. „Leid lindern und radikale Patientenorientierung“, das ist es, was man sie in ihrer Fortbildung gelehrt hat. „Daran halten wir uns, fertig“, sagt Rauch. So wurden schnell noch Geschwister miteinander versöhnt, die im Wohnzimmer stritten, während ihr Vater in seinen letzten Zügen lag. Ein Bauer wurde zu seinen Streuobstwiesen gebracht – Sanitäter hievten ihn in eine Baggerschaufel, weil kein Rettungswagen und kein Rollstuhl es durch die sumpfigen Wiesen geschafft hätten. Die Eishockeymannschaft „Ice Tigers“ aus Nürnberg wurde motiviert, einem ihrer weiblichen Fans einen Videoclip zu schicken – das Palliativteam ist überzeugt, dass die Frau deshalb noch fast bis zum Saisonstart weiterlebte. Und für einen früheren Alleinunterhalter wurde eine Quetschkommode besorgt, er spielte auf der „Palli“ seine letzte „Rosamunde“.

„Wir denken uns nicht irgendwelche mediengeilen Überraschungen aus“, sagt Rauch. Man gebe sich einfach Mühe, herauszufinden: Was ist noch ungeklärt? Was ist für die Angehörigen wichtig? Und vor allem: Was für den Patienten? „Hund, Pferd oder Joint – wir versuchen, es möglich zu machen.“ Der Hund zum Beispiel wurde für eine Patientin unter einer Decke ins Zimmer geschmuggelt. Und ein alt gewordener Hippie durfte sein Haschisch am weit geöffneten Fenster qualmen. „Risiken gibt es immer“, sagt Rauch. „Aber wenn ich frage, dauert es so lange mit der Antwort, dass es sowieso zu spät ist. Warum sollte ich fragen?“

Ulf Prudlo, ein Internist und Notfallmediziner, ist der Oberarzt an Josef Rauchs Seite, sie arbeiten eng zusammen. Prudlo stellt die Diagnosen, kümmert sich um die Medikamente. Er sagt zwei wesentliche Sätze über seinen Kollegen: „Josef liebt die Menschen.“ Und: „Er kann so stur sein, dass er einen wirklich nervt.“ Manchmal streiten sie. Vier der sechs Zimmer auf der 25 sind Einzelzimmer. In einem davon wollte Prudlo vor Kurzem einen zusätzlichen Patienten unterbringen. Josef Rauch war dagegen. Für die meisten seiner Sterbenden sei ein fremder Patient im Zimmer nicht zumutbar. Beide hatten gute Argumente. Wer setzte sich durch? „Der Josef natürlich“, sagt Prudlo und lächelt freundlich.

Am Tag nachdem Josef Rauch ein letztes Mal versucht hat zu vermitteln, stirbt Frau F. Vor ihrem Zimmer steht jetzt ein kleiner Tisch, darauf eine Kerze und Kunstblumen. Rauch sagt zu seinem Team beim Frühstück: „Es wäre nicht zu spät gewesen. Das ist es erst jetzt.“ Sie erleben das oft. Die Chance, das Leben abzurunden, ist verstrichen. Sie kommt nie wieder. Sie sprechen darüber, dass sie sich nicht aufdrängen dürfen, immer nur Angebote machen. Rauch sagt: „Auch das müssen wir als die letzten Begleiter aushalten.“ ✨



Nina Poelchau und Jens Schwarz waren beeindruckt von der Arbeit des Teams auf der Fürther Palliativstation – und vom Mut und von der Beharrlichkeit ihres Leiters

Josef Rauch hat dem Klinikum Fürth zu Glanz verholfen – ausgerechnet mit der Palliativstation, die anfangs keiner so richtig wollte

